

Eine alte Gittertür öffnet sich. Kein Schild verrät, was sich dahinter verbirgt. Der Weg führt durch eine lange Toreinfahrt in ein stilles Karree, rings umschlossen von hohen Häusern. Von der breiten Boulevardstraße aus ist es nicht zu sehen. Dort steht das Haus der jüdischen Gemeinde: ockerfarbener Backstein, große Fenster. Auch die Cantina ist hier. Einst ein jüdisches Restaurant, dient sie heute nur noch als Mensa für die älteren Gemeindemitglieder. Es gibt noch einen anderen Eingang im Karree. Dort verkündet ein Veranstaltungsplakat „Shalom Jerusalm. Festivalul evreiesc“. Das Festival war 2019. Auch dieser zweite Eingang ist schwer zu finden, und es gibt einen Türcode. Wer hierher kommt, kennt seinen Weg. Eine ausgetretene Treppe führt zum Gemeindebüro. Die Wandbelebung blättert stellenweise ab.

Gheorghe Sebok, Vizepräsident der Gemeinde, ist um die 70 und Orthopäde. Wenn er spricht, spürt man Gelehrsamkeit und einen Sinn für Humor. Sebok hat einen dichten Schnurrbart, eckige Brillengläser und ein rundes Gesicht. Er trägt ein gestreiftes Hemd und eine braune Hose. Seine eleganten Schuhe fallen auf. „Die kurze oder die lange Antwort?“, fragt er zurück, als er nach der Zukunft der jüdischen Gemeinde gefragt wird. Die kurze Antwort ist kurz: „Totaler Pessimist.“ Dann verweist er auf die Statistik. „Bei einer so kleinen Gruppe und einem so rasanten Anstieg der Sterbefälle, mit einem so hohen Anteil älterer Menschen und angesichts der Tatsache, dass wir in den letzten fünf Jahren nur eine einzige Hochzeit hatten. Was kann ich sagen? Natürlich kann ich nicht sagen, dass es gut sein wird.“

Heute zählt die jüdische Gemeinschaft in der rumänischen Stadt Timișoara nur noch 600 Mitglieder. Um 1900 war sie die viertgrößte Bevölkerungsgruppe der Stadt, nach den Ungarn, den Deutschen und den Rumänen. Der erste Beleg dafür, dass Juden schon sehr lange in Timișoara lebten, ist ein Grabstein. Er wurde 1636 für einen Mann namens Assael Azriel aufgestellt. Vermutlich war er ein Arzt. „Die Gemeinde wuchs vor allem nach der Ansiedlung sephardischer Juden, die in den 16. bis 17. Jahrhundert aus Spanien vertrieben über das Osmanische Reich kamen.“ So erklärt es die Vorsitzende der jüdischen Gemeinde, Luciana Friedmann, eine 47 Jahre alte Frau mit kurzen schwarzen Haaren und entschlossener Haltung. Das versteckte

Es bleibt allein die Synagoge

Um 1900 war die jüdische Gemeinschaft die viertgrößte Bevölkerungsgruppe in Timișoara. Heute zählt sie 600 Mitglieder.



wir müssen uns darum kümmern. Aber es ist manchmal traurig, nur noch zu Beerdigungen zu gehen und zu sehen, wie wir immer weniger werden. Das stimmt pessimistisch.“

Wenn es Veranstaltungen im Gemeindezentrum gibt, kommen etwa zehn bis 15 Personen zum Essen – vor allem montags und donnerstags. Früher war die Situation anders. Lebten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs etwa 13.000 Juden in Timișoara, so sank die Zahl nun drastisch. Im Zuge der 1948 errichteten kommunistischen Diktatur wurden zahlreiche Juden enteignet. Als sich in den Fünfzigerjahren viele für eine Auswanderung entschieden, zählte die Gemeinde noch 7000 Mitglieder. Diejenigen, die Dokumente zum Auswandern einreichten, mussten mit Schikanen rechnen und in manchen Fällen jahrelang warten, bis sie den Pass zur Emigration bekamen. Das Land ließ sie ziehen, bekam doch das kommunistische Regime im Gegenzug landwirtschaftliche Ausrüstung aus Israel und außerdem ein „Kopfgeld“ für jede Person. Für ein Kon-

zept

der Tod eines Elternteils das größte Unglück, das in einer Familie passieren kann. Nicht der eines Kindes.“ Die Vorstellung, dass die Trauer um die Eltern besonders verpflichtend und die längste von allen ist, wird im Talmud behandelt.

Aber Sebok sieht das auch mit einem Augenzwinkern: „Irgendwie ist das ein Anachronismus, zumindest außerhalb der Welt der religiösen Gebote. Die Zukunft gehört den Jungen, nicht den Alten. Aber es zeigt zumindest, wie sehr wir das Alter respektieren.“ Die Pflege der sieben Friedhöfe im Kreis Timiș gehörte ebenfalls zur Verpflichtung der Gemeinde, schon aus historischen Gründen. Schließlich seien dort auch die ältesten Grabsteine. „Es ist natürlich kein Glück, wenn jemand stirbt. Der Tod, der Friedhof, das gehört zu uns, der verstekte

tingent von monatlich 5000 Personen aus Rumänien wurde die Zahlung vom Joint übernommen. In den Sechzigerjahren gab es noch rund 2600 Juden in Timișoara.“

„Damals, so um 1968, kamen viele Leute täglich hierher zum Essen. Es gab auch eine koschere Metzgerei, und viele jüdische Studenten besuchten das Zentrum“, erzählt Sebok. Die Cantina wird heute durch die Claims Conference finanziert, eine Dachorganisation jüdischer Verbände, die sich seit ihrer Gründung 1951 der Unterstützung von Überlebenden des Holocaust widmet. „Die Frage, wann man ein Jude ist, ist eine Frage, die oft gestellt wird. Ganz einfach könnte ich Folgendes sagen. Wer sich jüdisch fühlt, ist Jude. Das ist das Erste. Dann zählt auch, ob man als Jude aufgewachsen ist. Im Leben von Louis Armstrong gab es eine jüdische Familie, die ihn stark beeinflusste. Als er sang, trug er den Davidstern, und als er berühmt wurde und man ihn fragte, warum er ihn trägt, antwortete er: Weil ich Jude bin.“

Sebok betont: „Solange Kinder da sind, gibt es eine Zukunft. Ich will es im Prinzip so, wie mein Vater es gemacht hat und wie ich es bei meinem Kind gemacht habe. Junge und Alte müssen zusammengebracht werden. Die Älteren kennen die Tradition gut und wissen, wo man in den Texten nachlesen muss. Jugendamt – das ist Wissen, und Wissen braucht jemanden, der lehrt.“ Diese Art von Erziehung hat Sebok von seinem Vater bekommen. Seine Mutter hingegen habe ihm das Judentum vorgelebt. „Meine Mutter war stellvertretende Direktorin im jüdischen Waisenhaus in Arad, bis dieses 1947 aufgelöst wurde. Sie hat Kinder, die Auschwitz überlebt haben, betreut. Diese Kinder wurden erwachsen und haben Familien gegründet und ein normales Leben geführt. Manchmal habe ich erlebt, wie diese Kinder meine Mutter später wieder besucht haben, um ihr zu danken.“

Dass Timișoara 2023 Kulturhauptstadt Europas war, habe der jüdischen Gemeinschaft neuen Schwung gegeben. „Wir haben es bisher noch nicht geschafft, die ‚Tage der jüdischen Kultur‘, eine Art Festival, dauerhaft in Timișoara zu organisieren. Aber wir werden die Bukarester Gemeinde bitten, uns zu helfen, um es zu einer Tradi-

tion zu machen.“ Damit ist vor allem finanzielle Hilfe gemeint. Sebok lacht: „Es ist so ein allgemeines Vorurteil, dass Juden Geld haben. Das stimmt bei uns nicht. Unsere Gemeinde hat kein Geld.“ Er wird sarkastisch, wenn es um antisemitische Stereotype geht: „Wann kam Amerika hierher, um uns zu helfen, diese Probleme zu bewältigen? Denken Sie, dass irgend eine Bank oder einer dieser reichen Leute uns einen Penny gegeben hat? Obwohl sie zu Besuch gekommen sind.“ Er schüttelt den Kopf. „Aber das deutsche Innenministerium hat uns geholfen.“ Es habe auch das Geld für die Restaurierung einer Synagoge gegeben. „Die größte Freundschaft verbindet uns mit dem Deutschen Forum.“ Das ist die Organisation der Banater Deutschen. „Wir bekommen immer ihre Hilfe. Zum Beispiel an Feiertagen, wenn wir keinen Platz haben, gehen wir ins Altersheim des Deutschen Forums. Als ich das vor fünf Jahren beim European Jewish Congress gesagt habe, hat mir das niemand geglaubt. Auch die Serben unterstützen uns. Und die rumänisch-orthodoxe Kirche. Das Banat war immer ein besonderer Ort, wo sie alle in Harmonie zusammenlebten. Ich spreche auch von den Ungarn. Also wir helfen einander.“

Dies gilt auch für die Synagogen, emblematische Bauwerke der Stadt, die den Krieg und die kommunistische Ära überstanden haben. Der Bürgermeister Timișoaras, Dominic Fritz, hat sich für die Restaurierung der vom Verfall bedrohten Synagoge im Stadtteil Fabric eingesetzt. Zurzeit finden Workshops mit den Anwohnern statt, um passende Nutzungskonzepte zu erarbeiten. Die 1865 in der Innenstadt eingeweihte Synagoge ist bereits saniert und wird neben dem Gebet auch für Konzerte und Ausstellungen genutzt. Eine dritte Synagoge befindet sich im Stadtteil Josefin.

Alle drei Synagogen der Stadt liegen Sebok am Herzen, auch wenn sie nicht mehr alle für religiöse Zwecke gebraucht werden. „Synagogen abreißen, das wäre kein gutes Zeichen. Wenn man mit dem Abriss der Synagogen beginnt, begibt man sich auf die negative Seite der Geschichte. Alle, die Synagogen niederrgerissen haben, sind negativ in die Geschichte eingegangen.“ Sebok schaut nachdenklich. „Auch wenn unsere Gemeinde vielleicht verschwindet, Synagogen müssen bleiben. Schließlich stehen auch die griechischen Tempel noch.“

Albert Ododescu, Luiza Focă, Ioana Idiceanu-Mathe
Nikolaus-Lenau-Lyzeum, Timișoara



Sie fühle sich wohl auf der Bühne und müsse sie überlegen, was der nächste Schritt sei. Sie gehe erst auf die Bühne, wenn sie sich zu 100 Prozent sicher sei, dass sie es schafft. „Ich hatte noch nie ein Blackout oder eine peinliche Situation wegen eines Fehlers auf der Bühne.“ An den meisten Wettbewerben, die sie nicht gleich gewonnen hat, nimmt sie erneut teil. „Falls es mir Spaß gemacht hat, versuche ich es noch mal, wenn nicht, dann mache ich es nicht.“

Es dreht sich aber nicht alles um Spaß,

man braucht Disziplin und Technik.

„Wenn man keine Technik hat, dann kann man auch nicht tanzen.“ Für Lavinia gilt das vor allem an der Ballettstange. Dabei sage sie zu sich selber: „Du musst das jetzt machen. Wenn du das nicht machst, dann kannst du nicht tanzen, dann gewinntst du nicht.“ Ihre ganz eigene Motivation. „Die Ballettstange ist wie meine Schwester. Ich ebenfalls den zweiten Platz beim Finale von ‚Dance Area Competition‘ in Paris im Juli.

Seit August 2024 tanzt Lavinia auf Spitzenschuhen. Sie bestehen aus einer Leder-

sohle mit vielen Schichten Stoff und Leim und einer Satinschicht. Man tanzt in den Schuhen, indem man ganz auf den Zehen steht. „Ich finde Spitzentan unangenehm.“ Erst recht, seit sie sich im September 2024 den Fuß beim Tanzen gebrochen hat. Zwei Jahre später durfte sie nicht tanzen. Danach kam die Angst: War ihr Fuß stark genug, um wieder zu tanzen? Bildet sie sich nur ein? Würde sie so gut tanzen können wie zuvor? Doch sie hat weitergemacht. Hat sich zurückgekämpft.

Neben dem Tanzen spielt sie Klavier,

um ihr musikalisches Gefühl zu verbessern.

Musik, Bewegung, Ausdruck: Alles greift ineinander. Ihr Lieblingsauftritt bis jetzt war ein Clownstück. „Ich fand es lustig, das Publikum zum Lachen zu bringen.“ Die Rolle mochte sie besonders, weil sie ein Minisolo hatte. Ihre Traumrollen

waren Odile und Odette aus Schwanensee.

Mit sieben hatte sie bereits sechs Lektio-

nien in der Woche. Mit acht war ihr klar:

Sie will Ballerina werden. Plan B wäre

Schauspielerin, doch es ist offensichtlich,

dass Plan B gestrichen werden kann. Die

meisten Profiballerinas sind zwischen 14

und 35 Jahre alt. Deswegen will Lavinia

später eine Ballettlehrerin werden, nachdem sie ihren Traum verwirklicht hat. „Ich

lässe mich von meinen Konkurrentinnen inspirieren.“ Das klingt ungewöhnlich,

vielleicht ist es dieser Blick, der sie weiter-

bringt. Anstatt andere runterzumachen

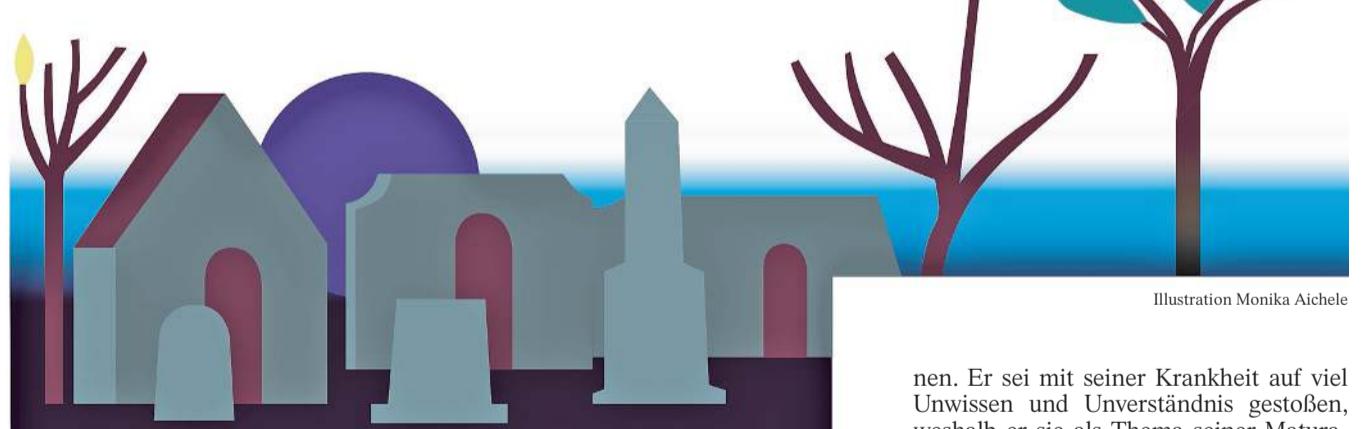
oder nur auf sich selber zu schauen, lernt

sie von anderen. Schlussendlich sind sie an

der gleichen Stelle. Der einzige Unter-

schied: Sie sind nicht Lavinia Rohner.

Lola Nutt, Kantonsschule Uetikon am See



nen. Er sei mit seiner Krankheit auf viel Unwissen und Unverständnis gestoßen, weshalb er sie als Thema seiner Maturaarbeit wählte. In einem Dokumentarfilm zeigt er, wie die Krankheit das Leben betroffener Kinder und Jugendlicher beeinflusst. „Diese Arbeit hat mich bestärkt, für meine Träume zu kämpfen.“

Trotz allem geht Marvin locker damit um. „Kopfzerbrechen ist umsonst. Man zerstört sich so selbst das Leben.“ Irgendwelche Einschränkungen werde es sowieso noch geben, sich die ganze Zeit selbst verrückt machen bringe nichts. „Man soll, solange es geht, das tun, was einem Freude bereitet. Schlussendlich kann immer etwas passieren.“

Lea Naef, Kantonsschule Uetikon am See

Illustration Monika Aichele

gant. Albertus-Magnus-Gymnasium, Evang. Heidehof-Gymnasium - Timișoara (Rumänien), Nikolaus-Lenau-Lyzeum - Torgelow am See, Privates Internatsgymnasium - Trier, BBS EHS Trier - Uetikon am See (Schweiz), Kantonsschule Varel, Lother-Meyergymnasium - Varel (Slowenien), Gimnazija Bernadina Frankopana Ožbrenovac, Richard-von-Weizsäcker-Schule - Porto (Portugal), Deutsche Schule von Thüringen - Zürich (Schweiz), Konz-Gymnasium - Kreuzlingen (Schweiz), Kantonschule Konstanz - Kronshagen, Gymnasium - Landau, Springer-Gymnasium, Max-Slobgett-Gymnasium - Leipzig, DPFA-Schulen gGmbH - Lörach, Hebel-Gymnasium - Ludwigshafen, Geschwister-Scholl-Gymnasium - Lunzenau, Evangelische Oberschule - Mainz, Bischofliches Willigis-Gymnasium - Moers, Gymnasium in den Fildern Benden - München, Asam-Gymnasium - Münsterdorf, Johann-Philipp-von-Schönborn-Gymnasium - Nürnberg, Johannes-Scharner-Gymnasium - Ogulin (Kroatien), Max-von-Laeisz-Gymnasium - Köln, Abendgymnasium, Elisabeth-von-Thüringen-Gymnasium - Trude-Herr-Gymnasium - Konz, Gymnasium - Kreuzlingen (Schweiz), Kantonschule Uetikon am See (Schweiz), Kantonsschule Varel, Lother-Meyergymnasium - Varel (Slowenien), Gimnazija Bernadina Frankopana Ožbrenovac, Richard-von-Weizsäcker-Schule - Porto (Portugal), Deutsche Schule von Thüringen - Zürich (Schweiz), Kantonschule Zürcher Oberland - Wetzwil, Theodor-Heuss-Schule - Wiesbaden, Friedrich-Lust-Schule - Wolfhagen, Walter-Lübcke-Schule - Würzburg, St-Ursula-Gymnasium - Zürich (Schweiz), Kantonschule Zürich Nord, Realgymnasium Rämibühl

Die Krankheit weicht ihm nicht von der Saite

Musik prägt das Leben des neunzehnjährigen Marvin Naef. Und eine chronische Erkrankung mit dem Namen Polyarthritis.

Spield. Es ist genreübergreifend und auch wichtig für die Musiktheorie.“ Mehrfach stand er als Solist mit Orchester auf der Bühne. Außerdem habe er verschiedene Förderpreise ergattert, berichtet seine Mutter stolz. Für Marvin sind das aber nicht die wahren Erfolge. „Für mich ist das Violin ist sein Hauptinstrument. Marvin misst vielseitig. Er singt gerne, und während seiner Gymnasialzeit begann er E-Bass und Gitarre zu spielen. Als ihm klar wurde, wie wichtig ihm Musik ist, wollte er Klavierspielen erlernen. „Ich wusste, dass das Klavier eine große Rolle in der Musik

spielt. Es ist genreübergreifend und auch wichtig für die Musiktheorie.“ Mehrfach stand er als Solist mit Orchester auf der Bühne. Außerdem habe er verschiedene Förderpreise ergattert, berichtet seine Mutter stolz. Für Marvin sind das aber nicht die wahren Erfolge. „Für mich ist das Violin ist sein Hauptinstrument. Marvin misst vielseitig. Er singt gerne, und während seiner Gymnasialzeit begann er E-Bass und Gitarre zu spielen. Als ihm klar wurde, wie wichtig ihm Musik ist, wollte er Klavierspielen erlernen. „Ich wusste, dass das Klavier eine große Rolle in der Musik

ne Fingergelenke. Eine Katastrophe für jemanden, der einen Großteil seiner Zeit einem Saiteninstrument widmet.

Damals sei ihm schon klar gewesen, dass er Musiker werden will. „In welchem Ausmaß kann ich überhaupt noch weitermachen? Wird mich mein Körper weiterhin unterstützen?“ Kurzzeitig konnte er gar nicht mehr spielen. Seine Finger waren geschwollen und schmerzten. So sehr, dass er sie manchmal kaum noch auf das Griffbrett drücken konnte. Länger als 15 Minuten am Stück konnte er nicht üben, was sich aber nicht nur negativ auf seine Fort-

schritte auswirkte. „Durch die begrenzte Zeit lernte ich meine Übzeit optimal zu nutzen und mich auf das Wesentliche zu konzentrieren sowie mir neue Techniken anzueignen.“ Seither belasteten nur noch kleine Schübe seine Finger. Doch die Ungewissheit begleitet ihn, denn Polyarthritis ist nicht heilbar. Alle paar Wochen erhält er eine Infusionstherapie, die hilft, künftige Schübe zu verhindern. Dazu muss er von seinem Wohnort Stäfa nach Zürich. Aber auch diese Therapie gebe ihm keine Garantie, sich voll und ganz auf seinen Körper verlassen zu kön-

nen. Er sei mit seiner Krankheit auf viel Unwissen und Unverständnis gestoßen, weshalb er sie als Thema seiner Maturaarbeit wählte. In einem Dokumentarfilm zeigt er, wie die Krankheit das Leben betroffener Kinder und Jugendlicher beeinflusst. „Diese Arbeit hat mich bestärkt, für meine Träume zu kämpfen.“

Trotz allem geht Marvin locker damit um. „Kopfzerbrechen ist umsonst. Man zerstört sich so selbst das Leben.“ Irgendwelche Einschränkungen werde es sowieso noch geben, sich die ganze Zeit selbst verrückt machen bringe nichts. „Man soll, solange es geht, das tun, was einem Freude bereitet. Schlussendlich kann immer etwas passieren.“

Lea Naef, Kantonsschule Uetikon am See

Illustration Monika Aichele

gant. Albertus-Magnus-Gymnasium, Evang. Heidehof-Gymnasium - Timișoara (Rumänien), Nikolaus-Lenau-Lyzeum - Torgelow am See, Privates Internatsgymnasium - Trier, BBS EHS Trier - Uetikon am See (Schweiz), Kantonsschule Varel, Lother-Meyergymnasium - Varel (Slowenien), Gimnazija Bernadina Frankopana Ožbrenovac, Richard-von-Weizsäcker-Schule - Porto (Portugal), Deutsche Schule von Thüringen - Zürich (Schweiz), Kantonschule Zürcher Oberland - Wetzwil, Theodor-Heuss-Schule - Wiesbaden, Friedrich-Lust-Schule - Wolfhagen, Walter-Lübcke-Schule - Würzburg, St-Ursula-Gymnasium - Zürich (Schweiz), Kantonschule Zürich Nord, Realgymnasium Rämibühl